

Er führte seine Leser in fremde Länder, ferne Epochen und verborgene Regionen der Seele. Von grenzenloser Vorstellungskraft sind seine Werke durchdrungen, Romane und Erzählungen wie „Der Steppenwolf“ (1927), „Die Morgenlandfahrt“ (1932) oder „Siddharta“ (1922). Doch „Schöpferlust und Schöpferübermut“ erprobte Hermann Hesse nicht nur in seinen Dichtungen, sondern auch in der Enge eines abgeäuerten Stückchens Erde. Stille, einsame Gartenarbeit ließ ihn teilhaben „am bescheidenen Glück der Bauern und Hirten, am vergilischen, in zweitausend Jahren unveränderten Rhythmus des ländlichen Kalenders“ (*Tessiner Herbsttag*, 1932). Als der spätere Literaturnobelpreisträger 1907 sein erstes eigenes Haus in dem Dörfchen Gaienhofen am Bodensee bezog, pflanzte er „Kastanien, eine Linde, eine Katalpe, eine Buchenhecke und eine Menge von Beerensträuchern und schönen Obstbäumen“, legte eine Dahlienzucht an „und eine lange Allee, wo zu beiden Seiten des Weges einige hundert Sonnenblumen von exemplarischer Größe wuchsen und zu ihren Füßen Tausende von Kapuzinern in allen Tönen von Rot und Gelb“. (*Beim Einzug in ein neues Haus*, 1931)

Als Dichter schuf Hesse aus Wörtern Welten, die nur den Regeln von Stil und Grammatik unterworfen waren. Als Gärtner jedoch spielte er auf der Klaviatur der gleichbleibenden Gesetze, die die „Erde und Pflanzenwelt“ ihm offenbarten. Wenn er ein Stück Land nach seinen Vorstellungen gestaltete, säte, pflanzte und erntete, Tomatenstöcke begoß oder „um eine schöne Blume her den Boden auflockerte“, sann er nach über das „Geheimnis der Schöpfung“, über Schönheit und ihre Vergänglichkeit, den Wechsel von Leben und Tod und über Wiedergeburt. Denn was verblüht und abstirbt, kommt wieder in den Boden und macht ihn fruchtbar. „Und der ganze, einfache und sichere Kreislauf, der dem Menschen so viel und schwer zu denken gibt und an dem alle Religionen ahnungsvoll verehrend deuten, geht in jedem kleinen Gärtchen so still und rasch und deutlich vor sich. Kein Sommer, der sich nicht vom Tode des vorigen nährt.“ (*Im Garten*, 1908)

In der kleinen, überschaubaren Welt des Gartens spiegelte sich also der große Zusammenhang des Lebens, und auch „ein Beet Rosen war für Sinne und Gedanken so wenig auszuschöpfen als Meergestad und weite Welt“ (*Das Haus der Träume*, 1920). Natur und menschliche Gestaltungskraft begegneten

einander in diesem Kosmos en miniature. Und so wurde dort eine Sehnsucht gestillt, die in vielen literarischen Entwürfen der Zeit anklingt: Kunst und Leben konnten endlich wieder eins werden.

Hermann Hesse, Jahrgang 1877, hat als junger Mann die große Krise des Fin de siècle miterlebt. Die aufkommende anonyme Großstadtgesellschaft, ihre Hektik und rasante Modernisierungsprozesse weckten Verlustgefühle und ein aufgeregtes Endzeitbewußtsein. Das Lebenstempo schien sich zu überschlagen. Trost fanden die Zivilisationsmüden, indem sie sich wieder der Natur zuwandten. Denn der Rhythmus des Wachsens und Gedeihens änderte sich nicht, auch wenn der schnelle Takt des Fortschritts das städtische Leben mehr und mehr bestimmte, die Welt „nur noch aus Radau und aus Angst“ bestand.

Für Hesse war der Garten Gegenwelt zur modernen Großstadt, dort suchte er nach der verlorengegangenen Einheit, nach Einfachheit und Ursprünglichkeit. Und er fand „ein Leben, von dem die Städter nichts wissen und das weder so roh noch so lieblich ist, wie sie es sich denken, ein Leben, das nicht geistig und nicht heroisch ist, und das doch jeden geistigen und jeden heroischen Menschen im Tiefsten anzieht wie eine verlorene Heimat, denn es ist das Leben der ältesten und langlebigsten Menschengattung, der einfachsten und der frömmsten, das Leben des Landbebauers, ein Leben voll Fleiß und Mühe, aber ohne Hast und ohne eigentliche Sorge, denn sein Grund ist Frömmigkeit, ist Vertrauen zu den Gottheiten der Erde, des Wassers, der Luft, zu den Jahreszeiten, zu den Kräften der Pflanzen und der Tiere.“ (*Tessiner Herbsttag*, 1932)

Der Garten war Refugium und Ort der Kontemplation. Dort konnte der Dichter innehalten, Ruhe finden, den Augenblick auskosten, das schöne und flüchtige „Bild einer voll aufgeblühten Rose, wie sie sich schwer auf dem Stiele neigt und ganz in ihrem süßen Dufttraume bezaubert ist“ (*Zwischen Sommer und Herbst*, 1930) auf das Gemüt einwirken lassen.

Aus dem Gefühl der Übereinstimmung mit der lebendigen Natur und ihrer Ordnung schöpfte Hesse die Kraft für das Schreiben. Aus seinen konkreten Erfahrungen baute er ein Fundament für die Gedankenwelten seines großen literarischen Werks. Mehr noch: Wie kein anderer Schriftsteller beschrieb er, was er gesehen, ertastet, mit den Sinnen wahrgenommen hatte, und auch dies macht den Reiz seiner Prosa aus. Die Gärten, die er sein halbes Leben lang besessen

hatte, herrschaftliche, verwilderte, selbst angelegte, in Gaienhofen, Bern und dem kleinen Dorf Montagnola im Tessin, wo er die letzten 43 Jahre seines Lebens verbrachte, finden sich in seinen Werken wieder: Er besang sie in Gedichten, in der einige hundert Hexameter zählenden Verserzählung „Stunden im Garten“ (1935), er beschrieb sie in Betrachtungen und Romanen. 12 Jahre lebte er in Montagnola in der Casa Camuzzi, einem kleinen barocken Schlößchen. Dem überwucherten, beinahe dschungelhaften Garten, auf den er von seinem Balkon hinabblickte, setzte er in der Erzählung „Klingsors letzter Sommer“ (1920) ein Denkmal: „Unter ihm sank tief und schwindelnd der alte Terrassengarten hinab, ein tief durchschattetes Gewühl dichter Baumwipfel, Palmen, Zedern, Kastanien, Judasbaum, Blutbuche, Eukalyptus, durchklettert von Schlingpflanzen, Lianen, Glyzinien. Über der Baumschwärze schimmerten blaßspiegelnd die großen blechernen Blätter der Sommermagnolien, riesige schneeweiße Blüten dazwischen halbgeschlossen, groß wie Menschenköpfe, bleich wie Mond und Elfenbein, von denen durchdringend und beschwingt ein inniger Zitronenduft herüberkam.“

Hermann Hesses Gärten wurden also ihrerseits zu Literatur, in ihnen durchdrangen Kunst und Natur einander vollständig. Der Künstler war Schöpfer eines literarischen Universums und Bewahrer und Gestalter eines Stückchens Land zugleich. Oft wurde die Gartenleidenschaft Hesses, des bis heute meistgelesenen deutschsprachigen Schriftstellers, als einsame Flucht vor der Wirklichkeit gedeutet. Doch damit tat man ihm unrecht. Im Garten fand er auch in Zeiten der Not und der Krise den Ausgleich zwischen Tat und Betrachtung, Arbeiten und Ruhen, ohne den sein großes Werk nicht hätte entstehen können. Der Rückzug in ein abgezäuntes kleines Paradies bedeutet also nicht Weltabgewandtheit oder Eskapismus: sondern die Erfüllung einer uralten menschlichen Sehnsucht und unverzichtbare Notwendigkeit zugleich.